

on Lucia Ronchetti  
by Robert Jungwirth

# Münchener Merkur

4.5.1994

## Farbenreiche Chromatik

Münchener Biennale: Figurentheater „Die Nase“/„Stimmbruch“

Die Situation entbehrt nicht einer gewissen Tragik: Da wacht einer morgens auf und muß feststellen, daß ihm im Lauf der Nacht seine Nase abhanden gekommen ist. Verzweifelt sucht er sie überall – doch vergebens. „Dergleichen Dinge kommen vor – selten zwar, aber sie kommen vor“, sagt Nikolai Gogol. Seine Erzählung „Die Nase“ von 1836 – ein prädaistischer Angriff auf die wohlgeordnete Welt des Kleinbürgers – wählte sich die italienische Komponistin Lucia Ronchetti als Vorlage für ihre gleichnamige Figurentheater-Oper.

Nicht ohne Risiko, denn bereits Dmitri Schostakowitsch hat die Groteske 1930 zu einer Oper verarbeitet. Lucia Ronchetti hat sich in ihrer Adaption (Buch: Sigrid Maurice) jedoch sehr bewußt auf die karikaturistischen Möglichkeiten des Figurentheaters eingelassen, das Geschehen auf wenige griffige Szenen

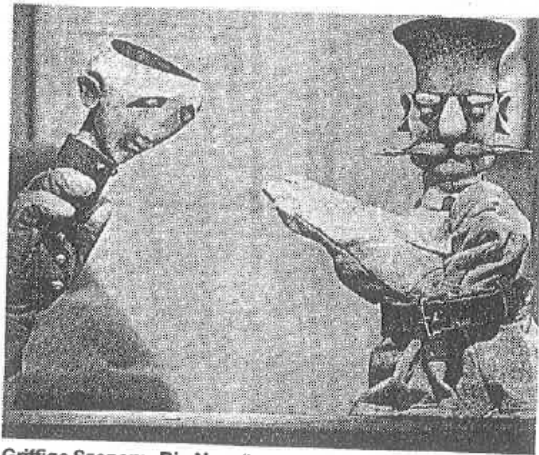


konzentriert und dazu eine Musik komponiert, die mit Cello, Klavier und Klarinette sehr geschickt zwischen Illustriation und grotesker Verfremdung vermittelt. Dabei wirkt die Partitur in ihrer Mischung aus russischem Folkloreton und klangfarbenreicher Chromatik zu keiner Zeit gezwungen. Peter Geierhaas' Inszenierung mit herrlich absurden Handpuppen (Stefan Fichert) und einem zart verfremdeten Realismus als Bühnenbild ist dazu eine ideale Ergänzung.

Das zweite Stück des ersten Figurentheaterabends der Münchener Biennale in der Black-Box – Jörg Widmanns „Stimmbruch“ – be-

gnügt sich dagegen musikalisch und szenisch weitgehend mit harmloser Beschaulichkeit. Das Pubertätsdrama von einem der auszog, ein Mädel zu erobern und sie dabei das Fürchten lehrt, weil seine im Stimmbruch befindliche Stimme nur quäkt, ist schon im Ansatz ein wenig dünn (Buch: Octavio di Leo).

Widmann hält sich in seiner Musik (zu Klavier, Klarinette und Cello kommt bei ihm noch Schlagzeug) an eine platte Untermauerung des Geschehens, die mal aufregt aktionistisch, mal bedeutungsheischend sinnierend das Gefühlsleben des 14jährigen Felix auf das „himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt“ reduziert. Die Komposition wirkt improvisatorisch beliebig, stürzt sich mit Vergnügen auf simple Kontrastierungen: vor allem die Gegenüberstellung von Felix mit seinem dummgroben Rivalen (genannt Bluthund). Die Grenzen zum Kitsch sind trotz einiger lyrisch-anmutiger Passagen fließend. Auch der Regisseurin Tanja Gronde ist nur wenig eingefallen, um den mit großem handwerklichen Können gestalteten Handpuppen ein bühnenwirksames Eigenleben einzuhauen. Dafür läßt sie zwischen den Szenen vielmeinnende Zitate aus einem Bachmann-Gedicht aufleuchten. Robert Jungwirth



Griffige Szenen: „Die Nase“.

Foto: Winfried Rabanus